Wir waren zuerst hier

Sechzig Jahre lang hat die legendäre Fotografin Helga Paris in der Berliner Winsstraße gelebt. Nach ihrem Tod ist ein Kampf um ihre Wohnung ausgebrochen. Ein Bericht aus Prenzlauer Berg.

Von Anja Reich, Berliner Zeitung, 08.02.2025

Fast genau ein Jahr nachdem Helga Paris gestorben ist, versucht ihr ehemaliger Vermieter, Hans-Hermann Ponitz, zu verstehen, warum halb Ost-Berlin gegen ihn kämpft. So jedenfalls liest sich die Zeugenliste, die das Amtsgericht Berlin-Mitte geschickt hat. Die Dokumentarfilmerin Helke Misselwitz ist dabei, der Fotograf Harf Zimmermann; und die Anwältin ist Barbara Erdmann, Tochter des DDR-Anwalts Friedrich Wolff.

Ponitz, der aus Hessen kommt, kennt sich nicht so gut aus mit der Ost-Berliner Intellektuellenszene, aber dass sich da einflussreiche Leute gegen ihn verbünden, „Ossi-VIPs“, wie er sagt, das hat er begriffen, und es ärgert ihn. Er hat Helga Paris’ Retrospektive in der Akademie der Künste gesehen und weiß, dass sie eine legendäre DDR-Fotografin war. Aber für ihn gehörte sie vor allem zu den Mietern in seinem Haus, die immer noch ihre alten DDR-Verträge hatten, den sich nun auch ihre Tochter „unter den Nagel reißen“ wolle. „727 Euro für 146 Quadratmeter“, sagt Ponitz. „Normalerweise kriegen Sie in Berlin dafür nicht mal einen Schuppen.“

Die Winsstraße liegt in Prenzlauer Berg, zwischen Alexanderplatz und Ernst-Thälmann-Platz, eine Insel in der Großstadt, in der es Gründerzeithäuser, Weinbars, Restaurants und kleine Läden gibt. Die meisten Häuser wurden nach der Wende an Westdeutsche wie Ponitz verkauft, ihre Bewohner an den Stadtrand verdrängt. Aber einige von Ihnen sind noch da – Schriftsteller, Musiker, Maler. Sie haben selbst Wohnungen gekauft oder halten an ihren DDR-Mietverträgen fest. Wie Helga Paris und ihre Tochter.

Es ist ein Kampf zwischen Alteinwohnern und Zugezogenen, zwischen Arm und Reich, Ost und West in einer Stadt, in der es kaum noch möglich ist, bezahlbaren Wohnraum zu finden. Doch beim Streit um Helga Paris’ Wohnung geht es um mehr: Hier lebten und arbeiteten Künstler, traf sich die Untergrundszene der DDR, fanden illegale Modenschauen statt. Die Wohnung war ein geschützter Ort. Und es sieht so aus, als müsse dieser Ort nun, 35 Jahre nach dem Ende der DDR, selbst geschützt werden.

Bevor Hans-Hermann Ponitz Fragen beantwortet, stellt er erstmal Gegenfragen. Warum man über die Wohnung schreiben wolle? Warum das eine besondere Wohnung sei und ob man

selbst aus dem Osten komme? Wo man wohne? Miete oder Eigentum? Auf die Frage, ob man die Schuhe ausziehen solle, antwortet er: Er komme aus dem Westen, da ziehe man die Schuhe nicht aus. Und dann fügt er noch hinzu, das mit den Schuhen sei aber eine gute Sache.

Ponitz ist misstrauisch und unwirsch, aber auch offen und zuvorkommend. Ein Arzt im Ruhestand, der Poloshirt und Strickjacke trägt, Wasser anbietet und die alten Möbel in seinem Arbeitszimmer mit den Worten kommentiert, er sei Biedermeier-Liebhaber. Anfang der 70er-Jahre ist er aus Hessen nach West-Berlin gezogen, weil die Mieten hier so billig waren. 1992 wechselte er aus der Lungenklinik Heckeshorn in Zehlendorf in eine Lichtenberger Praxis. Auch seine Frau, eine Grafikerin aus Dresden, lernte er in Lichtenberg kennen.

Fragt man ihn, wie er hier, in Prenzlauer Berg, gelandet sei, sagt er, der Bekannte, der ihm die Praxis vermittelt hatte, eine Art Anlageberater für Ärzte, schaute sich auch nach Immobilien für ihn um. Der Prenzlauer Berg habe Potenzial, sagte der Berater. „Dann hab ich die Bude hier gekauft."

1997 war das, das Haus in der Winsstraße, „ein einziges graues Ding": keine Balkone, kein Stuck, der Hof zubetoniert. Ponitz ließ alles sanieren; wenn Mieter auszogen, modernisierte er die Wohnungen und hob die Miete an. Drei Mieter blieben, Helga Paris war eine von ihnen. Die schwierigste, so klingt es bei ihm.

Als er hier einzog, habe sie zu ihm gesagt: „Guten Tag, Herr Dr. Ponitz, willkommen im eigenen Haus!" Das habe so ein Geschmäckle gehabt, sagt er. Andere im Haus hätten ihn freundlich angesprochen, sie habe Eingaben geschrieben. Sie hat den Kampf begonnen, so sieht er es, der immer noch weitergeht, auch über ihren Tod hinaus, nun mit der Tochter.

So nennt er Jenny Paris „die Tochter", und Helga Paris ist „sie". Als falle es ihm schwer, die Namen der Frauen auszusprechen, deren Wohnung sich unter seiner befindet. Die genauso geschnitten ist, deren Geräusche manchmal zu ihm dringen, und seine zu ihnen. Schritte, Stimmen, das Klavierspiel seiner Enkelin. Das gehört zu den Seltsamkeiten an dem Streit, wie nah sie sich sind – und wie weit voneinander entfernt.

Ein Sonntagnachmittag, eine Etage tiefer. Jenny Paris hat den Tisch gedeckt: Rosengeschirr von ihrer Großtante, japanischer Tee, Kekse. Sie sieht ihrer Mutter ähnlich, schmales, kantiges Gesicht, und die stille Entschiedenheit, die sie ausstrahlt, hat sie vielleicht auch von ihr.

Sie war zwei Jahre alt, als ihre Eltern 1966 ihre kleine Wohnung in Weißensee gegen eine große in der Winsstraße tauschten. „Alle wollten in Neubauten ziehen damals", sagt Jenny Paris, „meine Eltern natürlich nicht." Sie waren Künstler. Der Vater, Roland Paris, Wand- und Bühnenmaler, bemalte eine ganze Wand im Schlafzimmer: Berge, Meer, Himmel, weiße Statue, weiße Häuser, kubistische Formen. Die Mutter, Helga Paris, war Fotografin. In den Kneipen nebenan legte sie ihre Kamera auf den Tisch und wartete auf den Moment, da ein Gast fragte, ob sie nicht mal ein Foto machen wolle. Ihr bekanntestes ist das der Taube, die über der Winsstraße aus dem Nebel aufsteigt, dunkel und poetisch wie ein Gemälde.

Auch die Leute in ihrem Haus fotografierte sie. Waltraud Kläthke aus dem ersten Obergeschoss, die Tochter der Naumanns aus dem Vierten, die Schurigs im Parterre, Herrn Köstner und seine Frau aus dem Dritten. Die Speisekammer war die Dunkelkammer, auf dem Küchentisch stand die Presse. „Rolle rüber und zu“, sagt Jenny Paris. Wenn ihre Eltern nachts aus waren und sie schlecht träumte, lief Jenny die Treppe hoch zu Köstners und schlief auf deren Sofa weiter.

Oft kamen andere Künstler zu Besuch, der Bildhauer Fritz Cremer, der Zeichner Werner Klemke, der Karikaturist Herbert Sandberg, die Kinderbuchillustratorin Elizabeth Shaw. Nach der Scheidung ihrer Eltern 1975 auch Schriftstellerinnen wie Christa Wolf, Elke Erb, Sarah Kirsch. Harf Zimmermann brachte die amerikanische Bürgerrechtlerin Angela Davis und ihren damaligen Mann mit, einen Fotografenkollegen. Helga Paris’ Sohn Robert lud seine Freunde aus der Punkszene ein.

Die Mutter fand sie furchteinflößend, ihre Frisuren, ihre Kleidung, ihre Musik. Um ihnen näherzukommen, machte sie Porträts von ihnen. Ihre Furcht verschwand, die Freunde ihrer Kinder wurden auch ihre Freunde, die Wohnung ein Ort, an dem sie frei sein konnten. Hier, in der Winsstraße 64, fanden in den Achtzigern illegale Modenschauen statt. Der Laufsteg reichte vom Berliner- bis ins Schlafzimmer, alles selbstgebaut, die Kleidung selbstgenäht, aus Laken, Duschvorhängen, Lederresten. Die Modegruppe hieß „Chic, Charmant und Dauerhaft“, später wurde daraus „Allerleirauh“. Eine wilde Welt in der DDR kurz vor ihrem Zusammenbruch.

Jenny Paris hat diese Welt meist nur am Wochenende erlebt. Sie wollte Goldschmiedin werden, der Ausbildungsbetrieb war in Köthen, nicht in Berlin. „Hier tanzte der Bär und ich musste weg.“ Sie geht ins Arbeitszimmer und zeigt Schwarz-Weiß-Bilder: Frauen mit Punkerschnitt in engelsgleichen Kleidern, Männer in Lederklamotten, mit Sonnenbrille. Auf einem Foto ist auch Helga Paris zu sehen – Spangen im Haar, ärmelloses Kleid. Sie lacht.

Dann fiel die Mauer, und alles war anders. Die Häuser wurden verkauft, die Wohnungen saniert, die Kneipen verschwanden. Die Nachbarn zogen an den Stadtrand, die Kinder von Helga Paris noch weiter weg. Ihr Sohn Robert, selbst Fotograf, ging nach Indien, wo er heute noch lebt. Ihre Tochter studierte in Barcelona, lebte in Bolivien, Amsterdam und Spanien, eröffnete eine Schmuckgalerie: erst am Kollwitzplatz, später in Mitte, Wilmersdorf und auf Mallorca.

Die Jungen erfanden sich neu, die Alten blieben zurück. Helga Paris fotografierte noch den Abzug der russischen Streitkräfte aus Wünsdorf, Männer in Rom und Frauen in Polen. Ein Projekt in Hellersdorf brach sie fast ab, weil sie keinen Zugang zu den Bewohnern dort fand. 2011 hörte sie ganz mit dem Fotografieren auf. „Die Schwingungen sind nicht mehr da, hat sie immer gesagt“, erzählt Jenny Paris. Alles sei plötzlich so bunt, so künstlich gewesen, „wie nach einem Superlifting“. Die Siegerhaltung der Westler, die herzogen, habe ihre Mutter genervt. „Sie waren die Gewinner, wir die doofen Ostler. Aber wir waren hier zuerst.“

Sie riet ihrer Mutter, dem Mieterschutzbund beizutreten. Helga Paris ließ sich selbst eine Gasheizung einbauen, legte Teppichboden auf die knarrenden Dielen und beschränkte

Reparaturen auf das Nötigste. Während sich draußen alles veränderte, verharrte sie in ihrer kleinen Welt wie in einem Museum: Möbel aus ihrer Jugend, Foto- und Kunstbände aus der DDR, das Wandbild ihres Mannes, die Vergrößerungsapparate, die Fotos und Negative, verpackt in Rollen und Schachteln, beschriftet mit Namen wie: Berliner Jugendliche, Berliner Kneipen, Jutta Wachowiak, Christa Wolf.

Jenny Paris sagt, ihre Mutter habe sich hier sicher gefühlt. Sie sei zurückhaltend gewesen, die Kamera immer auch ein Schutz für sie gewesen. Und nun, da sie nicht mehr fotografierte und der Schutz weg war, blieb sie am liebsten zu Hause.

Wenn die Tochter zu Besuch kam, hörte sie die Geschichten vom Vermieter. Risse in den Wänden vom Umbau, „drei Meter lang“. Schutt, der in die alten Schornsteine gekippt wurde, „kam alles bei Mutti raus“. Aus dem neuen gläsernen Fahrstuhl konnte man direkt in ihr Wohnzimmer sehen. Helga Paris klebte Folien aufs Glas. Die Hausverwaltung forderte sie auf, sie wieder zu entfernen.

Der Vermieter habe nie direkt mit ihr kommuniziert, immer nur über die Hausverwaltung, sagt Jenny Paris. Er ließ dann zwar Streifen an der Fahrstuhlscheibe anbringen, aber durchgucken konnte man immer noch. Helga Paris fühlte sich angegriffen, bedroht. Sie habe Angst gehabt, sagt Jenny Paris– Angst, hier rauszumüssen, Angst, sich zu wehren, Angst vor den Briefen der Hausverwaltung. Traudchen aus dem ersten Obergeschoss habe dann vermittelt, sagt die Tochter. „Traudchen kam mit allen gut aus.“

Hans-Hermann Ponitz kann sich an kein Vermittlungsgespräch erinnern, aber Traudchen, die kennt er noch. „Na, Docki, wie geht’s“, habe Waltraud Kläthke ihn begrüßt, wenn sie sich im Hausflur trafen. Sie sei nett zu ihm gewesen, habe sich bei ihm bedankt, dass er das Haus so schön gemacht habe. Als sie ins Altersheim kam, hat er sie mit seiner Frau besucht, jeden Monat einmal. Als sie starb, gingen sie beide zur Beerdigung. Jenny Paris war auch da. Sonst niemand.

„Wir waren nur zu dritt, war eigentlich ganz nett“, sagt Ponitz. Es klingt fast ein wenig Verwunderung mit, dass sie eine gemeinsame Bekannte hatten, um die sie gemeinsam trauerten. Die gleiche Verwunderung ist auch bei Jenny Paris zu hören, wenn sie über die Beerdigung spricht. Sie habe Ponitz danach sogar noch angeboten, einen Kaffee trinken zu gehen. „Keine Zeit“, hat er geantwortet.

2020 war das, ein Jahr später zog sie zu ihrer Mutter zurück. Es war keine leichte Zeit für sie, der Vermieter kündigte ihr Atelier, ihre Ehe brach auseinander, sie fand keine neue Wohnung. „Mutti hat dann zu mir gesagt: Komm wieder nach Hause, ist doch schön.“ Sie schlief im Erkerzimmer, teilte sich Küche, Bad und Wohnzimmer mit ihrer Mutter, meldete sich beim Bürgeramt und bei der Hausverwaltung an, beantragte eine Parkvignette. „Alles ganz korrekt“.

Hans-Hermann Ponitz sagt, er sei sofort alarmiert gewesen, habe gewusst, dass es zu den Tricks von Mietern gehöre, sich bei den Eltern anzumelden, um nach deren Tod die DDR-

Verträge mit den günstigen Mieten zu übernehmen. Er glaubte nicht, dass Jenny Paris bei ihrer Mutter eingezogen war. „Es gab ja keinen Umzug, nichts."

Er legte ein Heft an, in das er schrieb, was er im Fall der Paris-Wohnung für wichtig erachtete. Der erste Eintrag ist vom 22. Januar 2022, 9.15 Uhr. Die Hausverwalterin teilt ihm mit, „dass angeblich P's Tochter eingezogen ist". Der letzte Eintrag vom 19. November 2023, 10 Uhr, als er einen Wasserschaden in Helga Paris' Wohnung besichtigte: „P. allein zu Haus".

Dazwischen erfährt man, wie Helga Paris den Fahrstuhl „allein mit Rollator" betreten hat, „allein mit Rollator bei den Mülleimern" war, dem Bioladen „Enten und Katzen" einen Besuch abgestattet hat, wieder „allein" und „mit 3 Frauen" vor dem Künstlercafé La Boheme „aus einem Pott" getrunken hat. Es werden Handwerker erwähnt, die Reparaturen ausführen, manchmal auch eine „blonde Frau", die Kisten auslädt oder den Müll wegbringt. Wieder nennt er keine Namen.

Jenny Paris war schockiert, als sie das Protokoll in den Gerichtsunterlagen fand. Es habe sie daran erinnert, wie sie als Jugendliche in der DDR immer wieder „von der Straße weggefischt" und einmal 24 Stunden lang auf dem Polizeirevier in der Keibelstraße verhört worden sei. „Mein Verhörer wusste Sachen, die er nicht wissen konnte", sagt sie. „Wir wurden mit Sicherheit abgehört. Unsere Wohnung war verwanzt."

Hans-Hermann Ponitz sagt, er habe einfach zeigen wollen, dass die Sache mit der Anmeldung nur ein Schachzug war, und lange habe er das Protokoll ja nicht geführt. Er holt das Heft von seinem Schreibtisch, liest daraus vor. Als er fertig ist, steckt er es neben sich in den Sessel. Wenn er ein schlechtes Gewissen hat, merkt man es ihm nicht an. Man begreift, wie wenig er über das Haus, in dem er wohnt, über das Leben seiner Mieter hier weiß. Er spricht über die Wohnung von Helga Paris, als handele es sich um ein Büro oder einen Tiefgaragenplatz. Er wisse natürlich, dass Helga Paris „keine Hobbyfotografin" gewesen sei, habe sich auch mal ein Buch von ihr im Trödelladen gekauft. Zu Mauerzeiten sei er mal in die Staatsoper gegangen, in die Karl-Marx-Buchhandlung oder zum Pergamonaltar. Nach der Wende zu Castorf- und Pollesch-Inszenierungen. Sonst hätten ihn „diese DDR-Sachen" nicht so interessiert. „War nicht mein Ding."

Das Haus in der Winsstraße war für ihn eine Geldanlage. Selbst einziehen wollte er nicht. Er befürchtete, dass „die Ossis Probleme machen". Seiner Frau aber, der Dresdnerin, gefiel es in Prenzlauer Berg, und der Weg zu seiner Arbeit wäre auch nicht so weit wie aus Wilmersdorf, wo sie damals wohnten. Er sagte zu ihr: „Na gut, gucken wir uns die Hütte mal an."

Es war 2005 und Prenzlauer Berg nicht mehr so runtergekommen, wie er es in Erinnerung hatte. Am Nachbarhaus hing ein Schild, auf dem „Luxussanierung" stand, auf der Straße parkten Autos mit Wiesbadener Kennzeichen. „Ich dachte, wenn sie die in Ruhe lassen, kann ich hier auch einziehen." Er meldete Eigenbedarf für die Wohnung im dritten Obergeschoss an, wo früher Köstners gewohnt hatten und nun ein Architekt aus dem Westen. Die Hausverwaltung sagte ihm, da habe er mehr Chancen als bei Frau Paris. „Die ist hier seit 1966."

Er baute sich die Wohnung und später auch noch das Dachgeschoss aus, der Sohn seiner Frau zog auch ein. Freiwerdende Wohnungen vermietete er über einen Makler, erzählt er. „Damit die Leute hier nicht die ganze Straße runterstehen." Dann erzählt er noch stolz, dass er selbst gerne fotografiert und seine Fotos oft seinen Kollegen gezeigt habe. Man hat das Gefühl, dass er gerne auch einmal seiner berühmten Mieterin die Fotos gezeigt hätte. Auch sie hat nichts über ihn gewusst.

Am 5. Februar 2024 ist Helga Paris gestorben. Psychisch sei es ihr schon länger nicht mehr gut gegangen, sagt ihre Tochter. Lichtempfindlich sei sie gewesen, habe schlecht geschlafen, Kindheitstraumata aus den Kriegsjahren holten sie ein. Bei einem Klinikaufenthalt in der Charité steckte sie sich mit Corona an. Danach war ihr Lebensmut weg. „Sie hat gesagt: Jenny, ich will nicht mehr."

Die Tochter hat ihrer Mutter Tee eingeflößt, sie gestreichelt, gespürt, wie ihr Atem schwächer wurde. „Helga ist in meinen Armen gestorben", sagt sie. Zum Abschied kamen Freunde, Kollegen, Familie. Der Bestatter, den ihr ein Künstlerfreund empfohlen hatte, erlaubte eine dreitägige Totenwache. Im Berliner Zimmer, genau dort, wo einst der Laufsteg stand, baute Jenny Paris eine lange Tafel auf, an der sie aßen, tranken, Geschichten austauschten. Zur Beerdigung kamen mehr als 300 Gäste. Der Vermieter kam nicht. Jenny Paris hatte ihn eingeladen. Er hatte keine Zeit.

Dann ging der offene Streit um die Wohnung los. Jenny Paris schrieb der Hausverwaltung, dass sie den Mietvertrag ihrer Mutter übernehmen wolle, sie wohne ja schon hier. Statt einer Antwort bekam sie eine Kündigung, sagt sie; ihre vierseitige Begründung, die sie nachschickte, wurde ignoriert. Der Fall kam vor Gericht. Es werde ausdrücklich bestritten, „dass die Beklagte mit ihrer am 5. Februar 2024 verstorbenen Mutter, Frau Helga Paris, einen gemeinsamen Haushalt führte", heißt es in der Klage. Jenny Paris soll zur „Räumung und Herausgabe" verpflichtet werden, der Termin im Amtsgericht wird für November angesetzt.

Am Morgen davor nimmt sie Baldriantropfen, die noch von ihrer Mutter übrig sind. Während sie draußen auf das Taxi wartet, steigt der Vermieter neben ihr auf sein Fahrrad. Am Friedhof am Märchenbrunnen winkt sie ihrer Mutter zu, die hier begraben liegt. An der Kreuzung am Haus des Reisens steht der Vermieter direkt neben ihr. Fast synchron fahren sie nebeneinanderher bis zum Amtsgericht in der Littenstraße, in dem ihre Mutter Mitte der Achtziger mal einen Juristenball fotografiert hat. „Gutes Omen", sagt sie.

Es ist ein Gütetermin, und es ist schnell klar, dass die Chancen des Vermieters nicht so gut sind. Über dessen Protokoll verliert der Richter kein Wort, aber er sagt, es werde schwer sein zu beweisen, ob die Beklagte in der Wohnung gewohnt habe oder nicht. „Meine Klamotten im Schrank sehen ja nicht mal meine Freunde."

Der Anwalt des Vermieters kontert, das sei nicht der erste Prozess, den er in so einer Sache führe. Er kenne das: Eltern, die sterben, Kinder, die den Vertrag übernehmen. „Der Vermieter will sich aber seinen Mieter selbst aussuchen und mehr als 500 Euro Miete will er auch." Jenny Paris' Anwältin sagt, sie verstehe nicht, warum der Kläger ihre Mandantin aus

der Wohnung raushaben wolle. „Sie tut doch gar nichts, ist eine ruhige Hausgenossin.“ Sie schlägt vor, sich auf eine etwas höhere Miete zu einigen.

Aber wie hoch soll die sein? Der Richter tippt Zahlen in den Computer und liest vor: Baujahr 1918, 146 Quadratmeter, einfache Ausstattung in Bad und Küche. Das Ergebnis: 890,30 Euro. Der Vermieter verschränkt die Arme. Jenny Paris’ Anwältin schüttelt den Kopf. Der Richter sagt: „Ohne Beweisaufnahme kriegen wir die Kuh nicht vom Eis.“

Im April soll es so weit sein. Helga Paris’ Anwältin stellt die Zeugenliste zusammen. Sie ist lang. Alle wollen aussagen, dass Jenny Paris gemeinsam mit ihrer Mutter in der Wohnung gewohnt habe. Sie wissen noch, wie das geht, zusammen gegen Widerstände kämpfen. Dann ruft die Gegenseite an. Man sei zu einer Einigung bereit. Die Anwälte vereinbaren, die Nettokaltmiete auf 1000 Euro zu erhöhen und eine Kündigung für zehn Jahre auszuschließen.

Hans-Hermann Ponitz sagt, als er die Zeugenliste gelesen habe, wusste er, dass er keine Chance hatte. Zeugen, die bestätigt hätten, dass es einen Umzug gab und Jenny Paris wirklich dort gewohnt hat. Jenny Paris sagt, sie sei froh, dass Frieden herrsche, dass sie keine Angst mehr haben müsse, beobachtet zu werden. Aber natürlich fragt sie sich, was nach den zehn Jahren ist, was mit dem großen Wandbild ihres Vaters geschehe, wenn sie eines Tages doch ausziehen muss.

Neulich hat ihr der Architekturhistoriker und Ex-Kultursenator Thomas Flierl einen Besuch abgestattet. Er war so begeistert von der Wohnung, dass er sie am liebsten gleich unter Denkmalschutz stellen würde. Am Telefon spricht Thomas Flierl von einer „großen Entdeckung“ und schwärmt vom Wandbild, dem Fotoarchiv, der baulichen Verfasstheit. „Diese elementare, funktionale Bescheidenheit hat mich beeindruckt. Dass man sieht, wie hier jahrzehntelang gelebt und gearbeitet wurde.“

Er sagt, es werde sicher nicht leicht, das Bild oder sogar die ganze Wohnung unter Denkmalschutz zu stellen. Die kulturpolitische Seite sei das eine, die andere die Eigentumsfrage. Aber in der Karl-Marx-Allee sei so etwas auch schon mal gelungen.

Jenny Paris gefällt die Idee. Sie will das Bad renovieren, ein paar Möbel ihrer Mutter weggeben, sonst nicht viel verändern. Den Charakter der Wohnung will sie erhalten, sie soll ein Treffpunkt für Künstler sein, wie sie es immer war.

Und Hans-Hermann Ponitz, was hält der davon? Eine Tafel wie am Nachbarhaus, wo Hans Rosenthal wohnte, reiche auch. Man müsse ja nicht gleich eine Gedenkstätte draus machen, sagt er. Und stellt noch eine Gegenfrage: Wo das Wandbild des Vaters denn hänge? Das habe er noch nie gesehen.